

Basler Studienheim in den Freibergen

Autor(en): Werner Rihm
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1973

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/df40166f-9e1b-4f48-824b-83b2396c0a50>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Basler Studienheim in den Freibergen

Eine öffentliche Aufgabe
aus privater Hand

Werner Rihm

Das Basler Studienheim in den Freibergen liegt auf einem bezaubernden Flecken Erde, zwischen den Gemeinden von La Ferrière und Renan, auf dem auslaufenden Rücken des Mont Soleil, in 1000 Meter Höhe, mit faszinierendem Blick über das St. Immer-Tal auf den Chasseral. Der modern konzipierte Bau, der sich harmonisch in die herbe Landschaft einfügt, kann mit seinen klar und doch flexibel gegliederten Funktionseinheiten – Arbeitsräume, Gesellschaftsräume und Schlaftrakt – eine Gemeinschaft von 30–40 Personen bequem aufnehmen. Seit Beginn des Jahres 1973 treffen sich im Studienheim Basler Gymnasiasten mit ihren Lehrern, Studenten mit ihren Professoren und Lehrlinge mit ihren Betreuern für eine oder zwei Studien- und Konzentrationswochen, zu lebenskundlichen Arbeitsgemeinschaften, zu Blockseminarien; die Urteile der bisherigen bald tausend Benutzer über das Heim selbst und über die in ihm verlebten Wochen sind durchwegs gut, sie pendeln zwischen skeptischer Anerkennung und heller Begeisterung.

Die Idee, die dem Studienheim zugrunde liegt, ist nicht neu; sie war es auch nicht vor gut acht Jahren, als sie in Gesprächen einiger weniger Lehrer des Basler Realgymnasiums erste umrißhafte Gestalt gewann. Neu war die Art der Umsetzung, der Weg der Realisierung,

lies Finanzierung: Eine schulische Aufgabe – und damit recht eigentlich Geschäft, wenn nicht Verpflichtung des die öffentliche Bildung verwaltenden Staates – wurde aus individuellem Antrieb angepackt und mit größtenteils privaten Mitteln gelöst.

Die Idee: Sie entwickelte sich antithetisch, sie orientierte sich kontrapunktisch am Normalbild der Normalschule, konkreter: am schulischen Alltag des Realgymnasiums. Der strenge, ein wenig zu kühle Betonbau an der Hermann-Kinkelin-Straße, in den Gebäudekomplex des Mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasiums hineingepfercht und mitten in das Verkehrs- und Umbauchaos der lärmigen Bahnhofsgegend gesetzt, war – damals noch einziges Knabengymnasium des Typus B für die Nordwestecke – rettungslos überfüllt; zeitweilig war fast ein Drittel der Klassen in der Alten Gewerbeschule exiliert. Die Schule drohte auseinanderzubrechen, nicht nur örtlich, auch innerlich. In dieser Schul-Fabrik verlor sich die Gemeinschaft in Anonymität, der «human touch» ging mehr und mehr verloren, Lehrer und Schüler begegneten sich mehr und mehr als Auszubildner und Bildungskonsumenten. Was Bildung zu sein habe, definierte fast gnadenlos die Maturitäts-Anerkennungs-Verordnung: eine mehr quantitativ als qualitativ begriffene

«Allgemeinbildung», die sich in ein Dutzend und mehr isolierter Spezialitäten auffächerte und parzellierte. Bildung mußte in der wirren Abfolge unzusammenhängender Einzellektionen in Miniportionen verabreicht werden, lehrplanbezogen und wissensorientiert. Diese teils systemimmanenten, teils umständebedingten Erschwerungen mochten erklären, wieso Gymnasiasten lustlos, ja apathisch wirkten, diese Art von Leistung ablehnten und sich mehr und mehr auf ein Arbeitsethos des kalkulierten Minimalismus einrichteten. Dazu kamen jene Erschwerungen, die einer veränderten Umwelt entstammen, der die Schule ausgeliefert ist und die sie nicht aufheben kann: die Hektik und die betriebsame Oberflächlichkeit des modernen Lebensstils, die Ablenkung durch Massenkommunikation und andere zivilisatorische Reizmittel, die Leistungs-, Verdienst- und Konsumationshysterie, der Leistungsekel der jungen Menschen und ihre immer raffinierteren Fluchtwege aus dieser verpönten Leistungsgesellschaft, in deren Sold ihrer Meinung nach auch die Schule, das «elitäre» Gymnasium besonders, arbeitet. Kurz: im Realgymnasium herrschte, wie andernorts auch, das Schulmalaise.

Wie es beheben, wie es wenigstens in Ansätzen teilweise und temporär auffangen? Gegenbilder, Alternativvorstellungen formulierten sich, konkretisierten und konzentrierten sich in der Idee eines Studienheims, und dies – das sei nicht ohne Genugtuung vermerkt – einige Zeit vor den Studentenunruhen in Paris und Berlin mit ihren Rückwirkungen auch auf die Mittelschule, einige Zeit bevor den Pädagogen plötzlich der Revolutionsschreck im Nacken saß. Die Gegenbilder zum routinierten, jetzt plötzlich

von verschiedensten Seiten kontestierten Schulalltag, sie bauten sich immer wieder aus den gleichen Komponenten auf: entspannte, unverkrampfte Schularbeit, einmal ohne Notenpression und -pressur; sinnvolle Schularbeit, d.h. den Dingen auf den Grund gehen, die Dinge im Zusammenhang sehen, sie von Grund auf erarbeiten und reflektieren; oder überhaupt keine Schularbeit im konventionellen Sinne, d.h. Experimente wagen in Bereichen, die die Schule nur tangiert oder dem Schüler gänzlich schuldig bleibt, bleiben muß. Die Arbeit, so oder anders, sollte keine aufgezwungene Strapaze mehr sein, sondern Freude und Genuß, weil sie auch mit modernen kreativen Mitteln zu leisten wäre, mit motiviertem Einzelstudium, in der Gruppe, in der kommunikativen Gemeinschaft, im Gespräch mit Mitschülern und den Lehrern, die anders führen sollten als bisher, als Mit-Suchende, Mit-Ringende ohne entmutigenden Wissensvorsprung, aber mit mehr Methodensicherheit. Und diese menschliche Begegnung im gegenseitigen Bemühen um einen oder mehrere geistige Gegenstände hätte sich im passenden landschaftlichen und architektonischen Rahmen zu ereignen. So weit, so gut: ein beglückendes, hoffnungseliges Planspiel, aus dem eine heile, fast platonische Schulwelt herauszuwachsen schien.

Die Realisierung: Die Planer und Initianten waren nicht nur pädagogische Tagträumer. Als Realisten wußten sie nur zu genau, daß der Staat mit seinem kostspieligen Bauprogramm nicht auch noch diese recht aufwendige Liebhaberei würde finanzieren können und wollen, – eine Liebhaberei, die zunächst nur die ohnehin nicht vordringlichen Bedürfnisse eines einzelnen Gymnasiums ab-



decken sollte und die, aufs Ganze gesehen, nur gerade den Stellenwert einer punktuellen Kleinstreform haben konnte. So entschloß man sich, optimistisch und ein wenig naiv, aber überzeugt von der Attraktivität und Durchschlagskraft der Idee, an die Großherzigkeit, Idealität, an Kulturbewußtsein und Bildungsfreudigkeit privater Gönner zu appellieren. Der Stiftungsrat, der sich am 7. Juli 1967 aus Vertretern der Industrie und Wirtschaft, der Rechtspflege und der Lehrerschaft des Realgymnasiums konstituierte, formulierte es in einem ersten Bittschreiben

Angeregt von der prächtigen Jura-Landschaft wird das Studium zum Vergnügen.

so: «Um unser Projekt zu verwirklichen, beschreiten wir den Weg der privaten Initiative und suchen so die nötigen Mittel. Einmal, weil wir das Problem für dringlich halten und seine Lösung nicht vom Staat erwarten. Zum andern glauben wir – mit unserer Bitte um private Unterstützung –, einer guten baslerischen Tradition zu folgen; denn zu ihrem Wesen hat es immer gehört, daß Industrie

und Wirtschaft bei der Lösung zukunftsweisender kultureller Aufgaben geholfen haben. Und wir zählen auch darum auf die traditionelle Unterstützungsbereitschaft der Basler, weil diese Mithilfe letztlich nicht à fonds perdu erfolgt, sondern als Beitrag zur Förderung eines wertvollen akademischen Nachwuchses unserer Stadt zum Nutzen gereichen wird.»

Mitglieder des Stiftungsrates und Lehrer des Realgymnasiums trugen ihre teils noch recht vagen Ideen Freunden und Bekannten, ehemaligen Schülern und Eltern gegenwärtiger RG-Lerner vor, sie antichambrierten in Generaldirektionen, schrieben Briefe – und erhielten Antwort, verbalen Beifall und tatkräftige Unterstützung, nicht immer, aber häufiger als erwartet. Fünfstellige Checks wurden gezeichnet, auch kleinere, Handfestes wurde gestiftet: Rheumadecken, eine Handbibliothek, Vorhänge, eine Stereoanlage, ein Cheminée, ein Klavier. Über viele Jahre zogen sich diese Bettelgänge hin, an deren Anfang zwei ermutigende Stiftungen von mäzenatischem Umfang standen: Dr. Alfred Hopf, ehemaliger Schüler des RG, schob ein Startkapital von 150000 Franken ein, mit dem das fast drei Hektaren umfassende Grundstück erworben werden konnte; Marcus Diener erklärte sich spontan bereit, die architektonische Arbeit und die Bauführung kostenlos zu übernehmen. Wenn auch manch ein Bettelgang auf verschlossene Türen oder auf nicht mehr als freundliche Reserviertheit stieß, alles in allem war es für uns Schulmänner erhebend, ja beglückend, erleben und erfahren zu dürfen, mit wieviel Verständnis, Vertrauen und «good will» unsere Ideen aufgenommen und unterstützt wurden, mit welcher Offenheit und Verantwortung gerade eine ältere Genera-

tion sich der Probleme der Jugend und ihrer menschlichen Formation annahm.

Die jungen Leute selbst taten während Jahren für das Studienheim, was in ihren Kräften und Möglichkeiten lag. Sie spielten Theater, gaben Konzerte, übernahmen den Verkauf der Pausenweggli in eigene Regie, sie fungierten als Verkehrszähler, putzten das Schulhaus, – und was immer dabei herausrang, kam dem Studienheim zugute. Mit ihren Lehrern zusammen organisierten sie ein Schulfest, das an einem einzigen Samstag 70000 Franken einbrachte. Wolfdietrich Schnurre schrieb eigens für das Studienheim neue Kurzgeschichten, Gymnasiasten illustrierten sie, Lehrlinge besorgten den Druck; die bibliophile Ausgabe, die an einer Soirée im Hause der Frau Meyer-Chagall zum Verkauf gelangte, brachte weitere 25000 Franken ein. Was immer aber man sich einfallen ließ, bald wurde deutlich: das 2,12-Millionen-Projekt überstieg die Möglichkeiten einer einzigen Schule und ihres ansprechbaren Gönnerkreises.

Das Studienheim, allen fast verzweifelten Bemühungen der Schule zum Trotz hätte wohl nie errichtet werden können, hätte die CIBA-GEIGY nicht ihre großzügige und faire Partnerschaft angeboten. In vielen Einzelgesprächen und Delegationsverhandlungen wurde beiden Seiten immer deutlicher, daß man – hier mit Gymnasiasten, dort mit Lehrlingen – vor den gleichen Problemen stand; warum also nicht am gleichen Strick ziehen, die Idee einer die gesamte Persönlichkeit erfassenden Ausbildung gemeinsam verwirklichen? Nachdem die Geschäftsleitung ihre grundsätzliche Zustimmung gegeben hatte, gingen paritätische Kommissionen und Arbeitsgruppen an die Feinplanung und Detailrealisierung des

Gemeinschaftswerkes, wobei sich der pädagogische Idealismus hier und der praxisnahe Sachverstand dort zu einer glücklichen Mischung fanden. CIBA-GEIGY hat etwas mehr als 40 Prozent der gesamten Anlagekosten übernommen, zum großen Teil als zinsloses Darlehen; dieses Darlehen ist zu verstehen als ein auf 40 Jahre vorausbezahlter Zins für die Benützung des Studienheimes während 22 Wochen im Jahr. – Noch fehlte aber fast eine halbe Million. Jetzt sprang, zu guter Letzt, doch noch der Staat ein: die Pensions-, Witwen- und Waisenkasse stellte den fehlenden Restbetrag als 1. Hypothek zur Verfügung, der Lottiefonds übernahm die Verzinsung, wenigstens für das erste Betriebsjahr.

Man hat das Basler Studienheim anlässlich seiner festlichen Eröffnung am

16. Juni 1973 eine «helvetische Rarität» genannt, weniger wegen seiner ideellen Konzeption als wegen der gewiß nicht alltäglichen Art und Weise seines materiellen Zustandekommens. Die bisherigen Studienwochen scheinen in Ansätzen die Hoffnung der Initianten zu bestärken, das Studienheim könnte ein pädagogischer Modellfall werden. Ob der eingeschlagene Weg der finanziellen Realisierung – Entlastung des Kultur- und Bildungsträgers «Staat» durch eine die Mit-Verantwortung tragende Privatwirtschaft – zukunftsweisend oder gar modellhaft wird, bleibt abzuwarten.

Eine «helvetische Rarität» nannte man am Tag der Eröffnung, dem 16. Juni 1973, das Basler Studienheim, weil es mit privaten Mitteln zustande gekommen war.

